Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 22

Artikel: Freiburg im Breisgau

Autor: Koszella, Leo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642077

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

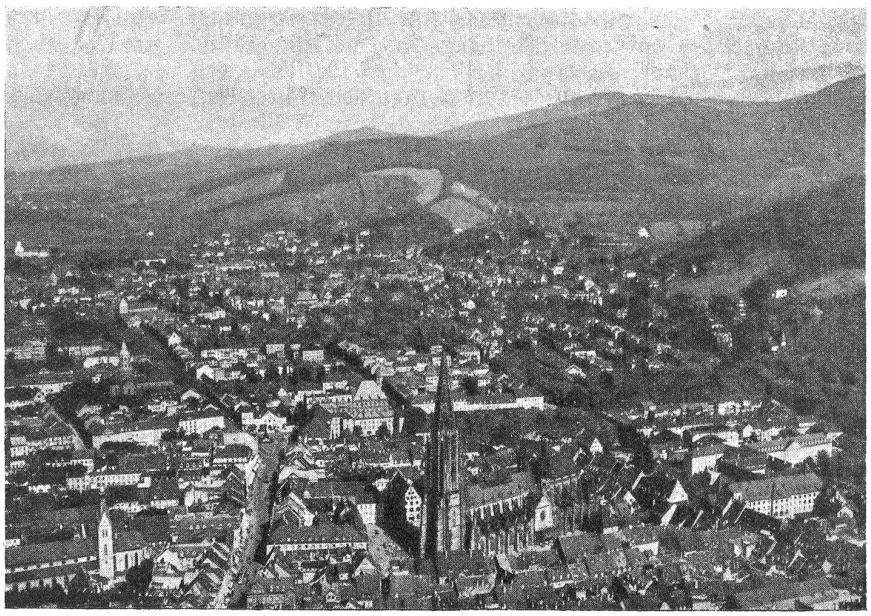
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

müssen. Mag das Urteil über das Buch dann ausfallen wie es wolle; für den wahrhaft Gläubigen ist das körperliche Bild des Menschgewordenen ohne besonderes Interesse. Seine religiöse Schau wird ihm schon ein Bild vermittelt haben und dieses Bild wird und muß für ihn immer authentischer bleiben als selbst eine „authentische Photographie".

Abgesehen von den zugrundeliegenden chemischen Reaktionen, deren Möglichkeit zwar zugegeben werden muß, aber dennoch als Gewißheit nicht nachgeprüft werden kann, gestattet auch die Tatsache der Branderhitzung einige Zweifel, selbst wenn man die Tatsache, daß es sich wirklich um das wahre Leichentuch Christi handelt, ohne weiteres zugibt. Eine kritische Untersuchung des Gewebes, seiner technischen Herstellung wie seiner chemischen Art nach, wurde aber von den Verfassern versäumt und das wird sich ihrer Beweisführung immer entgegenhalten lassen. W. May.



Freiburg i. Br. Gesamtansicht.

Freiburg im Breisgau.

Von Dr. Leo Koszella.

Z'Friburg in der Stadt
Sufer isch's und glatt.
Riche Herre, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
Z'Friburg in der Stadt.
Peter Hebel.

Freiburg — Burg der Freien. Beide Freiburg, das im Breisgau und das im Uechtland, überkamen diesen Daseinszweck von ihren herzoglichen Gründern: das im Stammland der Zähringer 1120 vom Vater Konrad, das im burgundischen Rektorat 1178 vom Sohne Berchtold IV. Und 13 Jahre später erhielt die dritte Zähringerstadt, Bern, von seinem Gründer dieselbe Aufgabe zugewiesen. Freilich ließ der Enkel, Berchtold V., den dynastischen Nebenzweck schon deutlicher durchblicken. Aber gerade dieser letzte der mächtigen Zähringerherzöge — er dachte schon an die Königskrone — erfuhr die Wahrheit des Wortes: der Mensch denkt und Gott lenkt. Seine Söhne wurden ihm grausam getötet, sein Geschlecht erlosch, und die so klug als Machtstützpunkte gedachten Städte der Freien gingen ihre verschiedenen Schicksalswege. Freiburg im Breisgau kam schon 1218 an den Grafen von Urach, 150 Jahre später war es habsburgisch. Aehnlich ging es dem anderen Freiburg. Nur Bern erlangte die Reichsfreiheit nach dem Tode des letzten Zähringers. Und während das ältere Freiburg Amtshauptort blieb, das jüngere Mittelpunkt eines Kantons der freien Schweiz wurde, hat die Geschichte aus der Aarestadt eine einflußreiche Landeshauptstadt gemacht.

Trotz der unterschiedlichen historischen Entwicklung hat die deutsche Stadt mit den schweizerischen Schwesterstädten viele Züge gemeinsam. Von der gemeinsamen Jugend im frühen Mittelalter zeugen die malerischen Türme, die alten Häuser in winkligen Gassen und Gäßchen, die gotischen Gotteshäuser mit ihren himmelanstrebenden Türmen. Und wenn Bern und das schweizerische Freiburg Wasser umflossen, in Hügel eingebettet und mit herrlicher Alpenfernsicht begabt sind, so schmiegt sich das nordische Freiburg an die tannendunklen Hügelrücken des Schwarzwaldes an, bewacht den Eingang ins romantische Höllental und hat von 269 Meter Meereshöhe aus den weiten Blick auf die fruchtbare oberrheinische Tiefebene hinab.

Freiburg i. Br. hat aber Eigenwerte genug, die es vor andern oberdeutschen Städten auszeichnen. Zu der aussichtsreichen Lage, zu der reizvollen Umgebung mit den rebengeschmückten Hügelhängen, den nahen Aussichtsgipfeln wie Schauinsland, Feldberg und Belchen kommt eine feine Geistigkeit und Kultur, die sich ausdrückt in seinen zahlreichen Bildungsanstalten, vorab in seiner reich ausgebauten Hochschule mit ihren 180 Dozenten und 3400 Studenten, in seinen zahlreichen Bibliotheken, in seinen Museen, seinen gelehrten und künstlerischen Gesellschaften, seinem hochstehenden Theater, seinen Konzertsälen, Lesehallen, seinen sozialen Instituten wie Universitätskliniken, Krankenhäusern, Diakonissenhaus, Waisenhaus usw. Freiburg i. Br. macht sich anheischig, ihren Besuchern Angenehmes und Nützliches zu bieten wie irgend eine andere deutsche Stadt. Ihr Ruf als Fremdenstadt ist im Aufstieg begriffen.

Der Schweizer, vorab der Berner, wird sich als Besucher dem fesselnden Eindruck des Münsters hingeben, dessen roter Sandstein ihn an das Basler Münster erinnert, dessen wunderbare Bauformen — es ist eine Verbindung romanischen und gotischen Stils — ihn aber auch an das Berner Münster denken läßt, dessen Vorbild er ja vor Augen hat. Nur ist dieser Kirchenbau im Aeußern und Innern kunstreich gehalten, sein Turm, seine Tore, seine Pfeiler, Altäre, Kapellen sind übersät von Skulpturen aus der Blütezeit der Gotik. Bekanntlich ist das Freiburger Münster, begonnen um 1200, der einzige deutsche Dom, der im Mittelalter vollendet worden ist. Alle andern — das Berner Münster eingeschlossen — erlebten ihren Ausbau erst z. T. in der Gegenwart. Man muß den Turm besteigen, um von hier aus die geniale Filigrantechnik gotischer Bau- und Denkweise zu betrachten und zu bewundern, und man muß durch das feingliedrige und zerbrechliche Maßwerk der Fenster auf die Treppengiebel und Pultdächer und in die Höfe und weinumsponnenen Fenster der da unten gelegenen Stadt schauen, um den ganzen Zauber dieses Bauwerkes auszuschöpfen.

Unten auf dem Münsterplatz stehen Kaufhaus, Kornhalle, erzbischöfliches Palais, jedes ein Zeuge eines andern Jahrhunderts, repräsentativ, malerisch und zusammen mit den anschließenden, altertümlichen Gäßchen und ihren interessanten alten Häusern ein in seinem kulturellen und künstlerischen Schwergewicht nur schwer zu überbietendes Stadtbild. Der gleiche Eindruck wiederholt sich am Franziskanerplatz, den

die gotische, St. Martin geweihte, älteste Kirche Freiburgs beherrscht. Altes und neues Rathaus, das einst für Kaiser Maximilian gebaute Falkensteinsche „Zum Walfisch" genannte Haus, die enge Universitätsstraße, die alte Universität, der Petershof, das Absteigequartier der Aebte von St. Peter auf dem Schwarzwald: alle diese kostbaren Bauwerke verstärken den ursprünglichen Eindruck, daß sich Freiburg mit Recht zu den schönsten Städten Deutschlands zählen darf. Man wundert sich, daß so vieles so gut erhalten blieb, wenn man sich vor Augen hält, daß Freiburg 1632 und 1638 von den Schweden, 1644 von den Bayern und Oesterreichern, 1677 und 1744 von den Franzosen erobert wurde, wobei es jedesmal, vor allem aber 1744, hart mitgenommen wurde.

Wer mit der Höllentalbahn in das romantische Tal des Schwarzwaldes hinausfährt oder von einer der Höhen auf das liebliche Stadtbild hinunterschaut, der wird diese Eindrücke nicht vergessen, sondern gerne wieder als Gast nach Freiburg zurückkehren.

Bärndütsch my Muettersprach.

Plauderei von Frieda Brunner.

Gället, so lang me deheimen isch, dänkt me nie, oder emel sälte dra, was für ne Macht üsi Muettersprach inn sich het.

Erscht we me furt isch, i der Frömdi, de faht me afa gspühre, wie fescht daß ds Härz und d'Muettersprach miteinand verwachse sy. Wär vo Bärn chunt, brucht nidemal über d'Schwyzergränzen uus, numen uf Züri use oder uf Basel abe, so merkt er scho — — jitz bini nümme ganz deheime; es fählt mer öppis.

Die heimelige Tön vp üsem Bärndütsch syn-es, won-is fähle! Das isch grad gnueg, für eim Härzweh z'mache. — Mir chöi-n-is zwar nid chlage, daß ander Lüt nid fründlech zuenis syge. Im Gägeteil, mir hei sogar es sichers Gfüehl, daß men-is überall guet lyde ma, ganz bsunders emel z'Basel unde. Was d'schuld isch dra, ob üsi Sprach oder üsi Art, i weis es nid, viellicht grad beides. Aber eis isch sicher, öppis Liebers chan-üs i der Frömdi nid begägne, als wemer unerwartet ghöre bärndütsch rede!

Won-i vo Bärn uf Basel abe züglet bi, ischs mer im Afang niene wohl gsi als i mym neue Hei und i mym große, schöne Garten inne.

Dert hani Salat und Rüebli gsäiht, ha Bohne gsetzt und Chöhli pflanzet, ganz glychlig wie mes z'Bärn o macht. I ha Bluemebandeli, eis schöner weder ds andere zwägkünstlet, ha gsprützt und gjätet und mängisch vor luuter Yfer gar nümmemeh dra dänkt, daß i so halbers i der Frömdi bi. Aber wenn ig i d'Stadt ha müesse, für ga Ychäuf z'mache, so hets mi dunkt, i syg verlore, chuum daß i vorem Gartetor und uf der Straß uß gstande bi. Scho im Tram ds Rüefe vom Billeteur: „Billieee gefäligst!" het mi im Afang mängisch ganz erchlüpft; de han-i natürlech sofort wieder a Bärn müesse dänke, wo d'Lüt so ganz en-andere Ton hei i ihrer Sprach. — — — Aba, s' isch eifach d'Längizyt nam Bärndütsch gsi, wo mi so grüüseli het chönne plage, die ersti Zyt hie z'Basel unde.

Baseldütsch isch doch o schön und ganz e fyni Sprach — so han-i mi mängisch sälber wöllen-überrede; aber myni Ohre, die hei sich eifach gar nid chönne gwöhne dra. So kuurlig het das tönt, wenn d'Lüt um mi ume zsäme gredt hei; mängisch isch es mer fasch chindlech vorcho, das schöne Baseldütsch und mängisch, bsunders wenns Herre gredt hei, fasch chly affektiert. Item, i ha mi eifach lang nid chönne gwöhne dra. Verzieht mer, liebi Basler.

Jitze ha-mi gwahnet an euch und a eui Sprach, aber i ha wäger es paar Jährli bruucht derzue. Dihr wüssets ja, Bärner sy langsam, aber si sy treu, und das isch doch o öppis wärt, oder?

Es soll Lüt gä, wo d'Muettersprach verlehren-i der Frömdi, aber wenn e Bärner hei chunt und wenn er zwänzg Jahr lang wäri z'Hinterindie gsi, so faht er doch am erste Tag scho wieder afa bärndütsch rede; es chunt ihm ganz vo sälber. — — —

Obs wahr syg, het mi einisch öpper gfragt, daß es mängergattig Bärndütsch gäbi?

Ja ja, s' het öppis, aber dihr müeßt dänke, üüse Heimatkanton isch e so groß, daß Baselstadt und Baselland mitenander sich verirre chönnte drinne. — — D'Aemmitalerbure zum Byspiel reden ruuch; d'Stadtbärner dervür fyner; im Seeland chönne si guet flueche, seit me, aber im Oberland de fasch besser singen als rede. Es isch sogar scho vorcho, daß ei Bärner der ander, zum Byspiel der Städter der Oberländer bim erste Begägne nid so rächt verstande het. — — —

Won-i zerstmal am Haslibärg bi i de Ferie gsi, so han-i emel myni Ohre o no müesse spitze, bis daß i alls verstande ha, was die Lüt dert zsäme brichtet oder zu mir gseit hei. Won-i dert einisch e vierzgjährigi Jumpfere gfragt ha, wieso so wenig Chinder sygen im Dorf, het si mer prompt zur Antwort gä: „Joa, am Bärg hiiraten äben d'Rind und an der Gassen d'Chind!" Das wott säge, daß d'Haslibärger mit hürate warte, bis daß sie und är zsäme e gwüssi Anzahl Veh im Stall hei, oder besser gseit uf der Alp, aber z'Meiringe tüege si de dervür viel zjung, no fascht als Chind hürate. — — E Frau, wo uf der Matte Hanf usgspreitet het, han-i grüeßt und se gfragt: „trochnet-er?" Da git si mer zur Antwort: „Joa, wenn äsch oppen no chly schunnaki", das heißt: „Ja, wenn d'Sunne no chly schyne tät". — — — Und en Aetti han-i ghört zum Müetti säge: „Mädi, gimmer grad eisch die älwen Schtrümpf ahen mit dänen wyschen Naschen." Da het die alti Frau es Paar bruuni, schafwullegi Strümpf, wo vor am Spitz wyß sy aglismet gsi, vom Ofestangli abegnoh und se dem Aetti gä. Das sy die Stürmpf mit „dänen wyschen Naschen" gsi. — — Wenn aber amene Gartezuun zwöi Haslibärgermeitschi bineander stande und öppis brichte, und s' chunt es Dritts verby, so fragts ganz sicher: „Heit er en Dorf?"

„Joa, hätten mir es Hüüs!" gäbe die Andere zur Antwort. So rede si am Haslibärg.

Im Adelbode tönt es wieder ganz anders. Dert han-i einisch es Buebli, wo gar grüüseli briegget het, gfragt: „Was hesch Chlyne, warum pläärisch?" „He, d'Schuelbüdeni schuehje mi ging un iis het mer der Fööfer gnoh!" Also, d'Schuelchinder tüege ne geng stüpfe und eis heig ihm es Füüfi gnoh. Ja, füüf Rappe meh oder weniger im Hosesack cha son-es Buebli scho z'briegge mache. —

Im Adelbode säge si dem Chäs „Spys". Das han-i gmerkt, won-i einisch mit-eme urchige Adelbodner am glyche Tisch g'ässe ha. Uf ds Mal gumppet ihm es Stückli Chäs ab der Gable-n-undere Tisch abe; är bückt sech fürs ufzha und seit ganz troche: „Jitz isch mer grad en Schnätz Schpys underen Tisch ahi ghiit, aber es macht nyt, i frissen-en glych". — I glaube, das bruuchen-i jitz nid no besser z'verbärndütsche, gället dihr heits verstande?

Aber z'Iseltwald weis gwüß nid jede Stadtbärner sofort, was das soll heiße, wenn es Müetterli sys Chindli fragt: „Was muelischt ooch, hesch ds Houtelli agrüehrt?" Das wott säge: warum brieggisch o, hesch ds Chöpfeli agschlage?

We-me vo oben-abe gäge Thun zue chunt, so merkt me gly, mi nachet Bärn; es wird da scho meh gredt als gsunge.